



Glaubenssachen

Sonntag, 22. Oktober 2023, 08.40 Uhr

Das Hohelied der Liebe
Poetischer Zauber, Mysterium oder religiöses Gleichnis?
Von Marleen Stoessel

Redaktion: Florian Breitmeier
Norddeutscher Rundfunk
Religion und Gesellschaft
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2395
www.ndr.de/ndrkultur

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Den Namen „Hohelied“ hat erst Martin Luther der alten biblischen Dichtung gegeben. Im Hebräischen heißt sie *Shir hashirim*, was „Lied der Lieder“ bedeutet. Bis heute wird es bei Juden zu Pessach verlesen. Sein Zauber scheint ungebrochen. Es ist der über gut zweieinhalb Jahrtausende wirkende Zauber einer Lieddichtung, in der zwei Liebende ihre Liebe zueinander besingen, ihr Sehnen, Begehren, Bangen, ihr Herzklopfen und all ihre Bewunderung füreinander, für ihre physische Gestalt, die sie mit so zärtlichen wie kühnen Bildern zu umschreiben versuchen. Zwei Stimmen, eine weibliche und eine männliche, in die sich ab und an der Chor der „Töchter Jerusalems“ mischt, weshalb der Schriftsteller Max Brod daraus ein Singspiel schuf. Als erste wie auch als letzte Stimme hat die weibliche das Wort. In Martin Luthers Übertragung hebt sie an mit den Worten:

Er küsse mich mit dem Kusse seines Mundes; ja, deine Liebe ist köstlicher als Wein. Köstlich riechen deine Salben; dein Name ist eine ausgeschüttete Salbe, darum lieben dich die Mädchen. Zieh mich dir nach, so wollen wir laufen ...

Das klingt so ungehört wie unerhört, damals wie für manche noch heute: eine Frau, die ohne Scheu ihre Liebe bekennt und ihre Lust auf Küsse ausdrückt. Und nicht nur das. In ebenso vielsinnigen wie unzweideutigen Bildern drücken Beide ihre Liebe und ihr Begehren in immer erneuerter Wechselrede aus:

Sage mir an, du, den meine Seele liebt, wo du weidest, wo du ruhst am Mittag, damit ich nicht umherirren muss bei den Herden deiner Gesellen.

Weißt du es nicht, du Schönste unter den Frauen, so geh hinaus auf die Spuren der Schafe und weide deine Zicklein bei den Zelten der Hirten (...)

Mein Freund ist mir ein Büschel Myrrhen, das zwischen meinen Brüsten ruht. Mein Freund ist mir eine Traube von Zyperblumen in den Weingärten von En-Gedi.

Siehe, meine Freundin, du bist schön; schön bist du, deine Augen sind wie Tauben.

Siehe, mein Freund, du bist schön und lieblich. Unser Lager ist grün. Zedern sind die Balken unsres Hauses, Zypressen unsre Wände.

Man hat das „Lied der Lieder“ dem König Salomon zugeschrieben, dem Sohn des Königs David, der im zehnten Jahrhundert vor Christus in Israel regierte und gleichermaßen für seinen Prunk wie seine Weisheit berühmt war. Als „Prediger“ hat er diese Weisheit in jenem Teil der Bibel bezeugt, der dem Hohenlied unmittelbar vorhergeht. *Alles ist eitel ... , Alles hat seine Zeit ...* – wir erinnern uns an seine vielzitierten Worte. Auf ihn nimmt das Gedicht mehrmals Bezug, doch vor allem auf seinen legendären Reichtum, zu dem auch seine vielen Frauen zählen. Was indessen nur beweist, dass an dem nur bruchstückhaft überlieferten Gedicht alte orientalische, vor allem ägyptische und persische Traditionen mitgewirkt haben. Vermutlich waren mehrere Verfasser an der über Jahrhunderte entstehenden Sammlung der Liedtexte beteiligt. Die Bibelwissenschaft datiert das Dokument in der vorliegenden Form auf

das dritte Jahrhundert vor Christus. Die vielen Lücken und Leerstellen des Fragments zeigen: Jede Zeit füllt den Liedtext mit ihren, jeder Interpret und Übersetzer mit seinen Gedanken.

Das eigentlich Unerhörte aber war und ist, dass dieses so offen alle Sinne, ja Sinnlichkeit als solche preisende Gedicht Teil der Bibel, also Teil der Offenbarung, der jüdisch-christlichen Überlieferung werden konnte. Ohne dass darin, bis auf eine einmalige Andeutung, der Gottesname ausgesprochen wäre! Diese Heiligung verdankt sich einem der bedeutendsten jüdischen Gelehrten im 1./2. Jahrhundert nach Christus, dem Rabbi Aqiba, der das Lied der Lieder in den Kanon der Bibel aufnahm. Er tat dies allerdings, indem er gerade die sinnlich-sexuellen Gehalte des Gedichts unterschlug und es nur in seiner symbolischen Lesart verstanden wissen wollte. Womit neben dem fortwirkenden Zauber auch schon früh der Zwiespalt der Rezeption zutage trat – die Frage: Lesen wir das Gedicht in der Wörtlichkeit seiner Bilder? Oder lesen wir es als Gleichnis für ein anderes, „Höheres“, als Sinnbild der Liebe zwischen Gott und seinem auserwählten Volk Israel? Oder auch, wie über Jahrhunderte in christlichem Verständnis, als Allegorie der Liebe zwischen Christus und seiner „Braut“, der Kirche?

Diese Heiligung des Hohenliedes und mit ihr auch die Sublimierung seiner erotischen Gehalte, sollte, gerade auch im Zuge der leibfeindlichen Entwicklung des Christentums, die Lesart über das Mittelalter bis zur Neuzeit bestimmen. Erst im 18. Jahrhundert setzte mit Herder und Goethe eine Öffnung und Rückbesinnung auf die sinnesfreudigen Wurzeln des Lobliedes ein.

Mit dem großen jüdischen Aufklärer Moses Mendelssohn wiederum und schließlich, im vergangenen Jahrhundert, mit den Religionsphilosophen Martin Buber und Franz Rosenzweig, kamen Neuübersetzungen zustande, die mit Rückgriff auf die hebräischen Sprachwurzeln zugleich deren konkreten erotischen Elementen wieder zu unverstellter Darstellung verhalfen. Wie sollte, was von Gott geschaffen ist, also auch die menschliche Freude an sexueller Lust und Leidenschaft, etwas Schlechtes und Verwerfliches sein!

Was aber gilt uns die Dichtung heute? Das Liebespaar, das hier auf der biblischen Bühne erscheint, lebt seine Liebe ganz offenkundig außerhalb jeglicher Legalität. Nicht ohne bedrohliche Schatten, die sich dadurch auf die Liebenden, zumal die Liebende werfen. Zweimal ist von "Wächtern" die Rede:

Des Nachts auf meinem Lager suchte ich, den meine Seele liebt. Ich suchte; aber ich fand ihn nicht. Ich will aufstehen und in der Stadt umhergehen auf den Gassen und Straßen und suchen, den meine Seele liebt. Ich suchte; aber ich fand ihn nicht. Es fanden mich die Wächter, die in der Stadt umhergehen: "Habt ihr nicht gesehen, den meine Seele liebt?" Als ich ein wenig an ihnen vorüber war, da fand ich, den meine Seele liebt ...

An anderer Stelle erzählt sie, wie die Wächter sie, die Umherirrende, schlugen, ihr den Schleier abnahmen und sie verwundeten. Es bleibt zwar unausgesprochen, doch man hält sie für eine Dirne.

Und am Ende aller Verse wird sie auf den Anruf des Geliebten wiederum sagen:

Flieh, mein Geliebter! Sei wie eine Gazelle oder wie ein junger Hirsch auf den Balsambergen!

Mit dem Blick, den Sigmund Freud uns gelehrt hat, lässt sich die Metaphorik der Dichtung leicht als sexuelle entziffern: das wiederkehrende Bild der Geliebten als Garten, das Pflücken der Früchte darin, der Geliebte als Gazelle und Hirsch, seine Rufe, die Tür zu öffnen, das Balsamtriefen der Hände ... Dies wäre eine kühl rationale Entzauberung, die jedoch das Geheimnis nicht aufzulösen vermag, wie bei aller wahren Kunst. Denn die Bezüge sind reicher und vielfältiger als solch einsinnige Deutung im psychoanalytischen Sinn je erfassen kann.

Der Theologe Helmut Gollwitzer, auch Sozialist und Schüler des großen Theologen Karl Barth, veröffentlichte 1978 eine Abhandlung über das Hohelied, die noch ganz dem Aufklärungs- und Aufbruchsgeist der 68er Jahre, also auch der sexuellen Revolution verpflichtet war. So war Gollwitzer bereit, die alte Dichtung erstmal mit ihren unmittelbar erotischen Elementen aufzunehmen. Zugleich aber hat er dem Begriff der Liebe eine breitere Skala zugemessen, indem auch er wie Rosenzweig jene künstliche Trennung von *Sexus* und *Eros* ablehnte und zusätzlich auf die *Agape* zu sprechen kommt. *Agape* meint eine weiter gefasste, nicht mehr sexuell gebundene Liebe, die indes den beiden anderen Formen eine tiefere Wirksamkeit zu verleihen vermag: der sexuell-erotischen Liebesbindung künftige Dauer, vielleicht in ehelicher Bindung und Treue, oder in anderen Formen geregelter Verantwortung füreinander.

All diese „Tonarten“ der Liebe erscheinen also in fließenden Grenzen, in deren Mitte und als deren Mittler der Eros steht. In dessen weit ausholendem Flügelschlag, der gewissermaßen die ganze Schöpfung durchpulst, scheint der Zauber des Liedes zu liegen, in der Unbedingtheit, Unbegründbarkeit und Unlegitimierbarkeit solcher Liebe – der elementar-menschlichen Liebe zwischen einem Ich und einem Du. Sie ist der ideale Kern alles dessen, was erst in der gelebten Realität seine Bedingungen, Regelungen, Legitimationen und Verpflichtungen erfährt. Nicht aber umgekehrt. Dass, wie es Jahrhunderte lang Brauch war, die Regelung, sprich die Ehe, vor der Liebe stand, und diese ausschließlich der Fortpflanzung, äußeren Nutzen und Interessen diene und wirkliche Liebe, geschweige denn Lust, womöglich dabei gar nicht vorkam. In dieser Dichtung hingegen ist Liebe in all ihrer Unbedingtheit die Essenz alles dessen, was menschlich und, im Kontext der Bibel, weil von Gott erschaffen, *gut* ist, also auch lust- und freudevoll. Und sie ist es, indem beide Liebende, beide Geliebte in voller Gleichseitigkeit und Ebenbürtigkeit einander zugetan sind, ihre Liebe einander bekennen, beide aktiv und passiv Liebende zugleich:

Da ist die Stimme meines Freundes! Siehe, er kommt und hüpf über die Berge und springt über die Hügel. Mein Freund gleicht einer Gazelle oder einem jungen Hirsch ...

Siehe, meine Freundin, du bist schön! Siehe, schön bist du! Deine Augen sind wie Tauben hinter deinem Schleier. Dein Haar ist wie eine Herde Ziegen, die herabsteigen vom Gebirge Gilead ... Deine Liebe ist lieblicher als Wein, und der Geruch deiner Salben übertrifft alle Gewürze.

*Mein Freund (...) ist auserkoren unter vielen Tausenden. Sein Haupt ist das feinste Gold. Seine Locken sind kraus, schwarz wie ein Rabe. Seine Augen sind wie Tauben an den Wasserbächen, sie baden in Milch und sitzen an reichen Wassern. Seine Wangen sind wie Balsambeete, in denen Gewürzkräuter wachsen ...
Mein Freund ist mein, und ich bin sein, der unter den Lilien weidet.*

Mit all den kühnen, poetischen, fremdartigen Bildern erleben wir etwas, was wie von fern her immer schon da war – ein Fremdvertrautes, das nicht erst eine neue Errungenschaft unserer Zeit ist. Die Freude an Schönheit, wechselseitiger Schönheit – fern jeglicher Möglichkeit, gar Absicht, den anderen im Lobpreis zum Objekt zu machen. Im Blick und in der Offenheit ihrer wechselseitigen Liebe bleiben sie füreinander Subjekt, bewahren sie bei aller Hingabe ihre Autonomie. Darin erinnert das Gedicht auch an die durchaus weiblich betonte Tradition und Ordnung, die es schon im alten Orient gab, und ebenso an die im Judentum anders als im Christentum sich entwickelnde Freude an eben dieser kreatürlichen, von Gott geschaffenen Lust, die darum als göttlich und heilig erlebt wird. Zugleich wirkt all dies wie ein Vorschein dessen, was wir in den letzten Jahrzehnten als sexuelle Befreiung erlebt haben. Doch profan und ohne solche Vergeistigung erfahren, erinnert diese Befreiung auch an deren mögliche Verkehrung, an die verzerrten Formen der Freizügigkeit, gegen die das Gedicht mit all seinem Zauber Einspruch zu erheben vermag. Denn es spricht immer im Namen der Liebe.

*Du bist schön, meine Freundin (...) Deine Schläfen sind hinter deinem Schleier wie eine Scheibe vom Granatapfel. Sechzig Königinnen sind es und achtzig Nebenfrauen (...).
Aber EINE ist meine Taube ...*

Wie er für sie, so ist auch sie die Einzige und Liebste für ihn. Was nur heißt: ihre Liebe ist der unbedingte, augenblicklich in der Gegenwart sich herstellende Bezug auf ein Du: nur *dieses* ist gemeint, *dieser* Andere, *dieses besondere* Gegenüber in seiner Ganzheit. Nicht Status, äußere Insignien und Markenzeichen sind Grund dieser Liebe, sie ist vielmehr unergründlich, keine Austauschbarkeit ist denkbar. Nicht einmal die Schönheit, die hier mit so viel Freude erlebt wird, ist der zureichende Grund, auch sie entspringt der Liebe selbst. Immer ist in dieser Liebe das Gegenüber der oder die Schönste. Diese unbedingte Liebe ist reine Gegenwart, grenzenlos und gewissermaßen ewig im erfüllten Augenblick. Ewig im liebenden Blick und im Spiegel der einzig geliebten Person. Eine Utopie? Ganz sicher. Doch eine Utopie, die in jeder erfüllten erotischen Begegnung aufzustrahlen vermag.

Der Theologe Karl Barth hat einmal das Hohelied nach dem Schöpfungsbericht als die „zweite Magna Charta der Humanität“ bezeichnet. Fast möchte man darin eine dritte ausmachen, die zugleich eine Vorerinnerung aufs Neue Testament darstellt, wenn es

gegen Ende des Hohenlieds einmal sentenzartig heißt – in der Fortsetzung der Worte, die hier der liebende Geliebte spricht:

Lege mich wie ein Siegel auf dein Herz, wie ein Siegel auf deinen Arm. Denn Liebe ist stark wie der Tod und Leidenschaft unwiderstehlich wie das Totenreich. Ihre Glut ist feurig und eine Flamme des HERRN, so dass auch viele Wasser die Liebe nicht auslöschen und Ströme sie nicht ertränken können. Wenn einer alles Gut in seinem Hause um die Liebe geben wollte, so könnte das alles nicht genügen.

Die ganze Passage weist voraus auf die berühmte Stelle bei Paulus, wo er im 13. Kapitel des Korinther-Briefes sagt:

Wenn ich mit Menschen- und Engelszungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle. Und wenn ich weissagen könnte und wüsste alle Geheimnisse und alle Erkenntnis und hätte allen Glauben, so dass ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts. Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib brennen und hätte der Liebe nicht, so wäre mir's nichts nütze.

Diesem ersten Teil bei Paulus folgt eine Charakterisierung der Liebe, die den Begriff der Agape erfüllt, jener Dimension der umfassenden Liebe, die in ihrer völligen Selbstlosigkeit über den Eros hinausgeht, ihm zugleich aber auch seine Tiefe zu verleihen vermag. Es ist die Dimension der Caritas, der Nächstenliebe. Man denke nur an jene, die sich für ihre Lieben aufopfern, wenn sie pflegebedürftig sind, oder an die vielen anderen Beispiele selbstloser Zuwendung und Barmherzigkeit. Gerade heute, werden sie auf besondere Weise erfahrbar: die Arbeit der Pfleger und Ärzte oder all jener, die Flüchtlinge aus der Seenot retten. Das Wirken solcher Agape ist weltweit und ohne Ende. Mit Paulus' Worten am Ende seines Kapitels:

Nun aber bleibt Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei: aber die Liebe ist die größte unter ihnen.

Wie zwei Liebende im Eros die Welt in sich sammeln, so verströmt in der Agape sich die Liebe hinaus in die Welt. Wollen Sexus und Eros dauern, so bedürfen sie der Agape, jener Tiefendimension der Liebe, wo sie auf deren Unbedingtheit, vielleicht auch Göttlichkeit trifft. Eben darin wird das *Hohelied* zu jener „Magna Charta“ der Menschlichkeit. Und vielleicht wäre in diesem *Lied der Lieder*, das noch bei den vielen großen Dichtern von Petrarca über Goethe bis Rilke und in fast allen Literaturen der Welt nachhallt, das Marc Chagall illustriert hat und Musiker immer wieder vertont haben – vielleicht ließe sich dieses *Lied der Lieder* auch als Antwort auf den Sündenfall begreifen: im Sinne einer irdischen Erlösung in der Unbedingtheit einer Liebe, die sich immer neu in den fließenden Grenzen zwischen Sexus, Eros und Agape erfüllt. Eine Liebe, die einen Garten Eden auf Erden schafft, welcher der Ort auch dieser beiden Liebenden ist. Als ein Menschheitsideal, ja, eine Utopie.

Zauber und Geheimnis wirken fort, das Geheimnis der Liebe, das die ganze Schöpfung, die heute vom Menschen so bedroht ist, durchzieht. Ein Geheimnis, das bewahrt und

gleichsam nur im Flüsterton weitergetragen werden will, als sagte es jedesmal „still!“, wenn der wiederkehrende Refrain des Liedes erklingt:

Ich beschwöre euch, ihr Töchter Jerusalems, dass ihr die Liebe nicht aufweckt und nicht stört, bis es ihr selbst gefällt.

* * *

Zur Autorin:

Marleen Stoessel, lebt als freie Autorin und Kulturpublizistin in Berlin